Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 12

Artikel: Lore Migis Frau

Autor: Kaiser, Isabella

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635755

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Tod sei durch Zauberei verschuldet. Die Priesterin stellt dann fest, wer am Tode schuld sei, ob der Geist eines Ahnen — und dann ist nichts zu machen — oder der Geist eines Lebenden, der böse Wünsche gegen seinen Dorfgenossen durch die Allmacht der Gedanken (Magie) zur Erfüllung kommen ließ. Wird ein Lebender als Todesurheber bezeichnet, so hetzen ihn die Verwandten des Verstorbenen zu Tode: nur so beruhigt sich der Geist ihres abgeschiedenen Verwandten über die Untat, die an ihm vollbracht worden war. Der Tote wird unter der Herdplatte begraben. Dann feiert man ein großes Fest mit Eß- und Trinkgelagen. Bei einigen Stämmen wird die Hütte, worin jemand verstorben ist, von allen Lebenden verlassen. Sie dürfen jedoch nichts mitnehmen, was dem Toten gehörte, und dann wird die Hütte eingerissen, „damit der Tote nicht wiederkehre". Denn man fürchtet den „Ottofu" genannten Geist eines Toten mehr, als die bösen Absichten eines Lebenden.

Viele Feste kennen die Formosaner nicht. Außer den Ehe- und Totenfeiern und den halbjährlichen Feuerbereitungsfesten feiert man nur noch, wenn die Kopfjäger erfolgreich von einer Streiferei zurückkehren. Die erlegten Köpfe kommen zu den anderen Schädeln, die den Stolz und die Macht des Dorfes bedeuten. Die Priesterinnen verabreichen die ersten Bissen des Siegesmahles und die ersten Tropfen des Weines den erlegten Schädeln, indem sie sagen: „O Krieger, willkommen seist du in unserem Dorfe und bei unserem Feste. Iß und trink und bitte deine Brüder, auch zu uns zu kommen und mit uns zu essen und zu trinken!" Hierauf beginnt das Mahl.

So sind Kopfjägerei, Matriarchat und Kommunismus bei diesem eigenartigen Volke enge miteinander verflochten und bilden zusammen ihre sozialen Einrichtungen.

Heute, da die Frauen der Kulturländer sich immer weitere Rechte erobern, fängt man an, sich zu erinnern, daß die Herrschaft der Frau einst etwas so Selbstverständliches war, wie dann lange Zeit die Alleinherrschaft des Mannes im staatlichen Leben. Aber die geschichtlichen Aufzeichnungen aus jener längst verflossenen Zeit sind nicht nur spärlich, sondern auch meist unzuverlässig. Die Entdeckung eines Volkes, das noch heute unter reiner Frauenherrschaft steht, ist darum nicht nur für Ethnologen interessant, sondern auch für denjenigen, der sich für Geschichte und vor allem für Politik und Völkerpsychologie interessiert.

Hans Zulliger.

Lore Migis Frau.

Skizze aus Nidwalden von Isabella Kaiser.

Frau von Hagen schritt durch den aufsteigenden Wiesenpfad dem Oberdorf zu. Ein Frohgefühl beseelte ihren Gang: sie hatte einen Entschluß gefaßt.

Der Sommer spann noch seine weiße Fäden über alle Hecken; aber herbstlicher Ernteduft stieg schon von den Stoppelfeldern, und früchteschwer hingen die Aeste der Nußbäume tief über den Weg.

Traumhaftes Licht lag auf der Erde.

Die Fremde mit den reifen, stillen Zügen unter dem ergrauenden Scheitel trug Witwenkleidung.

Auf halber Höhe wandte sie sich um und blickte auf den See zurück. Er schimmerte im Glanze der Abendsonne. Ein Erwarten regte sich in ihr.

Sie überschaute sinnend das bergumschlossene Bild. Unten sonnte sich, liebreich gebettet wie ein Lamm im Schoß des Hirten, das braune Dorf, Beggenried.

Ja, sie hatte es täglich empfunden, seit sie hier zur Kur weilte: es lag etwas Hilfespendendes, Schützendes in dieser ernsten, kraftstrotzenden Landschaft — eine heilige Mütterlichkeit.

Das blaue Wasser trieb wiegend die schweren Nauen vorwärts. Der Weih flog seinem Horst im Niederholz zu. Aus den Gehöften tönte das wohlige Gackern der brütenden Hühner. Der Wildbach sprang aus dem Schoße der Erde und zog befruchtend durch das Gelände, und überall weidete das Vieh mit klingendem Behagen.

Ein Hauch unendlicher Liebe strich wie friedvoller Atem über die Erde, und er rief im Herzen der einsamen Frau die Sehnsucht nach dem Kinde wieder mächtig wach.

Sie hatte das Glück der Mutterschaft nie gekannt; es bangte ihr vor der Heimkehr nach dem Norden, da niemand ihrer harrte in dem Heim, wo sie allein mit ihrem nutzlosen Reichtum hauste.

Da reifte der Gedanke in ihr, eines jener Kinder, die sie auf der Straße so freundlich grüßten und die barfuß, mit einem Jodel auf den Lippen, aufwuchsen wie Wildgras zwischen Felsen, mit sich heimzunehmen, an Kindes Statt. Wie würde sie sich an der herb-keuschen Natürlichkeit dieses Kindes erfrischen, und welch lockende Aussicht, dem unberührten Geist alle Quellen des Wissens zu erschließen!

Sie hatte sich an den Dorfpfarrer gewandt.

Er sagte ihr, daß es in der Gemeinde an Kindern nicht fehle und daß die ärmsten Bürger am reichsten damit gesegnet seien. Da gab es oft eine zwölfköpfige Schar, die sich mühsam und gottesehrlich mit dem kargen Verdienst eines Taglöhners durchrang. Dort sollte sie anklopfen.

Und Frau von Hagen machte sich auf den Weg zu Lore Migis Frau, die man ihr als eine der Bedürftigsten nannte.

Auf der Lielibrücke wurde sie von einem kleinen Mädchen eingeholt, das mit einem Brot im Arm heimtrippelte.

„Guten Tag, Kleine!"

„Guetag!" Das Kind hob nur zögernd die Augen. Ein weltscheuer Reiz lag in dem klaren Blick.

„Wer bist du?"

„'s Lore Migis Fineli."

„Was macht dein Vater?"

„Saffe!"

„Und die Mutter?"

„Sie ist derheime."

„Hast du Geschwister?"

„Hä?"

„Ich meine: sind viele Kinder daheim?"

„Ja, fünf Buobe, vier Maiteli und noch ein Kleines."

„Willst du mich zu deiner Mutter führen?"

Das Kind schritt ihr voran mit ernster Miene und war nicht mehr aus seinem Schweigen zu bringen. Sein Gesichtchen nahm einen frommen, in sich gekehrten Ausdruck an.

„Sag, Fineli, würdest du gerne mit mir kommen in eine schöne Stadt?"

„Nähä!" Sie schüttelte den Kopf so energisch, daß ihr dünnes Zöpfchen mit der roten Schnur hin und her flog.

Im Oberdorf drängte sich Hütte an Hütte wie eine hungrige Herde. Ueber den morschen Balken der Wetterdächer hockte die Armut. Die blinden Scheiben standen ohne Vorhänge, Not und Entbehrung guckten aus jedem Fenster, Moos und Wildgras krochen durch alle Spalten.

Eine zerfallene Holztreppe führte in einen rußgeschwärzten Vorraum. Spärliches Licht fiel von oben durch den offenen Kamin, und der Talwind schlug die Rauchwolken zurück. Eine Frau mit einem Säuglinge im Arme hantierte am steinernen Herde. Sie wandte sich ohne Verlegenheit um, als sie das Fineli mit einer „Fremden" eintreten sah, und führte sie in die Stube.

„Guetag, Frau!"

Ein grüner Kachelofen, Holzstabellen, ein rohgezimmerter Tisch und viele Kinder standen darin.

Weiter nichts.

An der Wand hingen ein Herzjesubild und eine Mutter Gottes mit den sieben Schwertern. Darunter stand die Inschrift: „Gloria in excelsis Deo!" Durch das offene Fenster sah man auf wogendes Wiesengras, und der nahe Berg warf seinen Riesenschatten.

Die Kinder blickten alle erwartungsvoll auf die schöne Frau, als sollte ihnen ein Wunder erblühen.

Die Fremde zögerte. Alle drängten sich um die Mutter wie Kücken um die Henne.

Ihr Anliegen war schwer anzubringen angesichts dieser anschmiegenden Zusammengehörigkeit.

„Eine hübsche Schar!" sagte sie sanft. „Der Pfarrer schickt mich her. Ich möchte gern anfragen, ob Sie mir wohl eines der Kinder mitgeben würden nach Berlin?"

„Ja... wie meinen Sie... Die Kinder sind wohl noch alle zu klein zum Dienen..."

„Nein, nicht so, ich möchte eines annehmen an Kindes Statt."

„Ja so ... Ja, man könnte schon sehen ... Sie kosten schon viel, alle miteinander, und verdienen kann noch keines etwas."

„Ich würde Ihnen selbstverständlich eine entsprechende Abfindungssumme geben. Auf ein paar tausend Franken kommt es mir nicht an, und Ihnen wäre damit geholfen."

Ueber die abgehärmten Züge der Mutter zog ein jähes Erschrecken, und es leuchtete begehrlich in ihren Augen auf.

„Jesus Maria! Ja, das wäre schon ein schönes Stück Geld für unsereines ... Dann könnten wir ein „Heimili" kaufen und einen „Gaden" bauen für das Vieh. Das wäre etwas für den Mann."

„Wer ist Ihr Mann?"

„Kennen Sie ihn nicht? s'Bütteleri Migi, ä große lange Tschäpper ... er ist mir immer nachegangen, han'i denkt, nimme'ne, so chum'en ä ab! — — so — so — —"

„So, und das Kindchen soll bei mir gut aufgehoben sein ... Es wird ihm an nichts fehlen."

„Ich möchte es den „Gofen" schon gönnen; sie hätten's wahrlich bei der Madame besser. Keines hat nur ein rechtes „Gwandli" mehr, und zum Essen haben wir immer Milchkaffee ... Fleisch das ganze Jahr nicht..."

Während sie sprach, blickte Frau von Hagen die Kinder der Reihe nach prüfend an. Sie waren alle wie aus gleichem Holz und nach demselben Muster gemodelt, mit zarten Gliedern, langen schmalen Gesichtern und weißer knapper Stirn. Die Augen waren grau-blau wie blühender Flachs und die Haare wie weißes Korn. Nur in der Größe verschieden, standen sie da wie ungleiche Garben auf dem Felde.

Und sie wußte nicht, welche sie am liebsten hätte heimtragen mögen.

Ihr Blick blieb am ältesten Buben haften. Sein Lächeln war bergfrisch und seine Art treuherzig. Er gefiel ihr.

„Den da?" fragte sie zögernd.

„Das ist „isärs Buebili", der Joseb", sagte die Mutter mit heimlichem Stolz. Sie zupfte sein zerissenes Hemd zurecht und sagte entschuldigend: „Er hat auch „keis Tseppili" mehr und möchte schon ein Hirtenhemd wie die Großen..."

„Würden Sie ihn mir mitgeben, den Joseb? Ich will schon für alles sorgen."

Die Mutter stutzte.

„Ja, warum gerade diesen da? Er ist der Aelteste, er kann schon etwas verdienen. Er ist Meßdiener. Der Pfarrherr würde ihn nicht gern hergeben, und ich habe ihn schon gemeldet für Martini beim Bergmelch als Knecht."

„So... So... Was willst du denn werden, Joseb?" fragte Frau von Hagen.

„Buir!" antwortete der Bub mit heller Zuversicht.

„Jaso! Freilich, in Berlin ginge das nicht gut an... Nun denn, ein anderes Kind! Das Fineli hat mir zwar schon vorhin erklärt, daß es nicht fortgehen mag... Oder, Fineli, hast du dich anders besonnen?" fragte sie schmeichelnd.

„Nähä!" wiederholte das Mädchen und senkte die weltfremden Augen. Und sein dünnes Zöpfchen mit der roten Schnur flog wieder hin und her.

Die Mutter lächelte.

„Ja, das ist ein Frommes: es läutet noch nicht „Wisi", so hockt es schon in der Kirche mit dem Rosenkranz. Der Pfarrer meint, es gibt einmal eine Klosterfrau ab." Dann blickte die Mutter suchend im Kreise herum und lachte: „Sie stehen alle da wie „Stegetrittli" ... aber diese zwei da, den Tenili und den Meiradi, könnte man nicht voneinander trennen."

„Warum, wenn ich fragen darf?" forschte Frau von Hagen, die an den bildhübschen Buben mit den blauen Augen Gefallen fand.

„Es sind halt „Zweierli"! Sie hängen wie Kletten aneinander: wenn man den einen wegnähme, würde der andere draufgehen. Wenn ich den Tenili ausklopfe, so flennt der Meiradi."

„Freilich, freilich, Zwillinge gehören zusammen... Aber das Mädeli dort mit den klaren Guckäugelein?"

„Sie meinen das Pailineli, das ist ein schlimmes und ein „Ploderi". Das ist dem Vater sein „Sazili": es bringt ihm morgens und abends das Essen in den Steinbruch draußen, und laufen kann's wie ein „Räderli" und beten wie ein „Tell". Das kann man schon brauchen! Wahrlich!"

Da wandte sich die Fremde der nächsten Nummer zu, einem Bub, der, beide Hände in den Hosentaschen, sie mit leuchtenden Wangen und schimmernden Zähnen anlachte.

„Und du, kleiner Mann? Du siehst so unternehmend aus, möchtest du weit, weit fortgehen?"

„Jo!" rief er, und seine Augen blitzten ungeduldig.

„Ja, der Jakili," rief die Frau, „der läuft uns immer davon... Das ist einer!"

„So, so, Jakili. Wollen wir zusammen fahren mit dem Dampfschiff und mit der Eisenbahn?"

„Die immer „em tschi-tschi, em tschi-tschi" macht?" fragte er gespannt. „Jo, jo!"

„Und wohin fahren wir, Buebli?"

„Uf d'Alp."

„Ja, was sollen wir auf der Alp?"

„Halt 's Väh hüten!"

„Ach nein... Das ginge nicht... Kann ich dir etwas schicken aus Berlin, Jakili, wenn 's Christkindlein kommt?"

Der Bub schwieg.

„Sag's nur ganz frech der Madame!" ermutigte die Mutter.

Da blickte er sie an, strahlend vor scheuer Hoffnung: „Chüeli und e Gaißel!"

Die Frau sagte fröhlich: „Der kann schon fein jodeln und Fahnen schwingen wie ein Senn und Beeren sammeln für die fremden Herrschaften."

Da bemerkte Frau von Hagen, daß sich ein Kind hinter dem Rock der Mutter verbarg und nur verstohlen, von unten herauf, die Fremde ansah. Es war nicht aus den Falten seines Versteckes zu locken.

„Komm doch hervor, du dummes „Hudeli"!" schimpfte die Mutter. „Sonst sag' ich's einmal dem „Bergmann"... Die ist ein wahres Furchtbethli; sie braucht noch den „Nunni" zum Einschlafen. Sie fürchtet sich vor dem „Tokili" und flennt, wenn es nachts auf dem Dach so schön tschäderet."

„Was heißt das: „Tschädere"?" fragte die Fremde.

„He, wenn es so „flederet"."

„Ja, was ist denn das „Fledere"?"

„Ja, wenn es so hübsch „töselet"."

„Ach! Sie meinen wohl, wenn es regnet?"

„Eh, ja, natürlich."

Da beugte sich Frau von Hagen zu einer dreijährigen Kleinen, die das Gesicht verzog und jämmerlich zu heulen anfing mit offenem Mund und zugekniffenen Augen. Die ganze Kammer wurde von ihrem Schreien erfüllt.

„Sei stillili, du Brieli dui!" mahnte die Mutter. „Sonst kommt der Hudilima und packt dich! Es fremdet halt das Fränzeli, man kann ihm nichts antun."

Die Kleine hörte nicht auf zu schreien, bis der Bub sie hinaustrug.

Es lag noch ein winziges Geschöpfchen in einem Waschkorb gebettet und blickte mit rätselhaften, bangen Augen empor.

„Der Paili ist „neime" nicht recht z'weg. Der Doktor meint, wir bringen ihn nicht durch. Essen tut er wie ein „Vegeli" und war einst ein so gesundes „Mugerli"! Er sagt etwas von Toperkeln!"

Die Fremde wandte sich betrübt ab.

Als letztes blieb der Säugling, den die Frau im Arm trug. Sie lachte herzhaft.

„Ja, das Kleine, das ist den g'wiß z'klijs!"

„Gewiß, es wäre mir zu klein; ich wüßte nicht, was ich mit so einem Würmchen anfangen sollte."

„Jesses, jetzt habe ich halt keines mehr... Wirklich!"

Sie lächelte verlegen, weil sie nichts mehr anzubieten hatte.

„Wenn ich nur elfe hätte, so könnten Sie das elfte schon haben... Gottes Namen, man kann es nicht erzwingen!"

Durch das offene Fenster drangen jetzt die Klänge der Betzeitglocke.

Es duftete nach Gottesfrieden und Waldgeruch.

„Das Fineli stellte die Kinder an die Wand, schlug ein Kreuz und betete mit kindlich feierlichem Tonfall: „Gegrüßet seist du, Maria! Voller Gnaden... der Herr ist mit dir...!"

Frau von Hagen trat leise aus der Stube...

War sie wirklich so leer und armselig, wie es ihr beim Eintritt vorgekommen war? Und war die Küche immer noch voll Rauch?

Das Herdlicht leuchtete im Dämmerschein des engen Alltagkreises, und was dort oben hockte auf den morschen Balken, war es die böse Not oder sorgende Genügsamkeit?

Sie blickte auf das Haus der Armut, und die Worte der betenden Kinder kamen ihr in den Sinn: „Gegrüßt... voller Gnaden..."

Und wie Lore Migis Frau sie höflich bis zur Schwelle begleitete, als hätte sie ihr etwas abzubitten, sah die Fremde, daß sie gesegneten Leibes war...

„Adie, Frau... Kommet Sie vielleicht ein anderes Mal zu-nis. Und nüt für unguet..."

Maßliebchen.

Volkskundliche Studie.

Vorfrühlingswärme liegt auf den Auen. Schon ist der Schnee an den südlichen Halden da und dort weggefegt, zeigen sich die ersten grünen Fleckchen dem Auge. Und schon guckt Maßliebchen lustig als allererster Frühlingsbote, vor Schneeglöckchen und Schlüsselchen, in die neu erwachende Natur, jubelnd begrüßt von alt und jung. Maßliebchen auch winden die Mädchen zum ersten Kranz ins goldlockige Haar. Während aber Schneeglöckchen, Schlüsselblümchen, Windröschen und wie die holden Lenzeskinder alle heißen, mit Frühlingsende ihr Leben lassen, verschwinden und vergehen, Gänseblümchen — wie Maßliebchen auch genannt wird — bleibt und wirkt den ganzen Sommer durch zartes Weiß in den bunten Blumenflor auf unsern Matten.

Ein anderes Bild. Novemberstürme durchbrausen das Land, reißen die letzten braunroten Blätter von Baum und Strauch und leiten die allgemeine Wintererstarrung ein. Alle die lieben Freunde unseres sommerlichen Blumenflors haben sich in den schützenden Schoß der mütterlichen Erde zurückgezogen. Ein Blümchen nur ist geblieben, trotzt Nebel, Kälte, Sturm, unser liebes Maßliebchen. Es harrt aus auf den kahlen Fluren, bringt die letzte freundliche Note hinein. Wie kommt unser Blümchen dazu, allzeit zu blühen? Ein überaus liebliches Blumenmärchen gibt uns Auskunft.

Einst stiegen gar viele Klagen zur Sonne, der Schöpferin alles Lebens, empor. Fast alle Blumen klagten. Eine allgemeine Unzufriedenheit herrschte unter ihnen. Die weißen Blumen wären gerne rot gewesen, die gelben benieden die blauen, die blauen die violetten, die roten die gelben. Die Sumpfblumen sehnten sich nach trockenem Land. Andern war's am sonnigen Rain zu trocken. Die Talblumen sehnten sich nach den aussichtsreichen Bergeshöhen, den Bergblumen hinwieder war's zu einsam und luftig und sie wären gerne unten im Tale gewesen. Den Waldblumen war's zu schattig. Kurz, die Sonne hatte den lieben langen Tag nichts als Klagen zu hören. Einzig Maßliebchen blieb still. Die Sonne fragte, ob es denn nicht auch zu klagen hätte. Allein Maßliebchen erklärte, es fühle sich glücklich, von dem lieben Gott erschaffen zu sein, es sei doch so wunderschön auf Erden. Solche Bescheidenheit mußte belohnt werden und Maßliebchen konnte einen Wunsch tun. Da wünschte es, immer blühen zu dürfen, um die schöne Welt ja in vollen Zügen genießen zu können. Seitdem steht es nun jahraus und jahrein auf den Fluren, und Schnee und Kälte schaden ihm nichts.

Auch Sage und Legende haben sich des Blümchens angenommen. Bellis perennis heißt Maßliebchen mit seinem lateinischen Namen, bellis von bèllus = schön und perennis = ausdauernd. Der lateinische Name bedeutet also: ausdauernde Schöne. Belides, die liebliche Dryade, erregte nach der Sage die Aufmerksamkeit des Vertumus. Um vor dessen Verfolgungen geschützt zu sein, wurde sie in ein unscheinbares Wiesenblümchen verwandelt und fortan Bellis perennis geheißen.

Auch den Alemannen war Tausendschönchen — ein weiterer Name — ein heiliges Blümchen. Es war der Frühlingsgöttin, der holden Ostara, heilig. Wenn die Alemannen sich anschickten, das Frühlingsfest, das Fest der Auferstehung der Natur, zu feiern, flochten sie Kränze aus Maßliebchen, schmückten auch wohl ihre Methhörner mit solchen Kränzen. Aber unser Blümchen war auch der Göttin Freya, der Göttin der Ehe und Liebe geweiht und ihr brachte man Maßliebchen als Dankopfer dar. Daher rührt wohl der Umstand, daß Maßliebchen noch jetzt als Liebesorakel gebraucht wird und zwar nicht nur in alemannischen Ländern, sondern auch in romanischen. Wer kennt dieses Blumenorakel nicht: Heimlich liebende Mädchen und Jünglinge greifen zu ihm, auch wenn sie in Gesellschaft noch so sehr über das Orakel lachen. Heimlich wird gar manches Maßliebchen zerpflückt: „Er liebt mich, liebt mich nicht, von Herzen, mit Schmerzen..."

In einigen Gegenden heißt Gänseblümchen auch Marienblümchen, so im Tirol. Dieser Name knüpft wiederum an eine liebliche Legende an. Als das Jesuskindchen drei Jahre alt war, wollte ihm die Mutter zum Geburtstag einen Blumenkranz schenken. Weil aber Winterzeit war, keine Blumen wuchsen, entschloß sie sich, künstliche Blumen zu machen. Oft saß sie stillvergnügt über ihrer Arbeit. Allerlei Blumen entstanden, große und kleine. Aus einem Stückchen Seide ihres königlichen Stammvaters David indes machte sie ein besonders zierliches Sternenblümchen. Dabei stach sie sich mit der Nadel in die Finger und die Ränder des Blümchens wurden vom Blute ein klein wenig gerötet. Das Jesuskind aber hatte gerade an diesem Blümchen die größte Freude, bewahrte es auf und setzte es im Frühling ins Erdreich, ihm den göttlichen Odem einhauchend, auf daß es Leben bekomme. Und da wuchs nun Maßliebchen in stiller Pracht und überzog nach und nach alle Erdteile.

Das Mittelalter nannte das Blümchen Liebesblümchen, Vielliebchen und Sonnenbraut, der Franzose sagt ihm Marguerite, der Engländer daisy = Tagesauge, der Niederösterreicher Angerrösl. Mundartbezeichnungen sind noch etwa: Gänsegisserli, Margritli, Ruckerl, Tusighübsch, Mannablümchen (St. Gallen) rc.

Der Name Maßliebchen kommt wohl vom alten „mas" = Feld. Das Pflänzchen spielte ehedem auch in der volkstümlichen Arzneikunde eine Rolle, galt als vorzügliches Heilmittel gegen Halsleiden, Lungenkatarrh, Husten. Die zerstoßenen Blätter band man auf Wunden, damit der Brand nicht hineinkomme. Als wichtige Heilpflanze kommt Maßliebchen heute wohl kaum mehr in Frage. F. V.